

Schlusswort zum Empfang Frankfurter Stiftungen am 13.6.2019 im Kaisersaal

Herr Oberbürgermeister, Frau Landsberg, meine Damen, meine Herren!

Ich möchte mit einer persönlichen Anekdote beginnen:

Als meine Tochter vor einigen Jahren als Schülerin für ein Auslandsjahr nach Canterbury ging, wurden meine Frau und ich von den Lehrern der Schule – es war eine ganz normale Grammar School - zu einem Besuch eingeladen. Ich werde nie vergessen, wie die Mathematiklehrerin meiner Tochter sich wirklich viel Zeit nahm für unser Gespräch – nicht etwa, weil meine Tochter zur Sorge Anlass gab, sondern einfach aus pädagogischem Engagement heraus -, und zum Abschied sagte diese Lehrerin mit einem Lächeln zu uns Eltern: „It’s a privilege to teach her.“

Was für ein schöner und aufmunternder Satz! Ich habe ihn mir gemerkt. Denn die positive Energie dieses Satzes und die *Haltung*, die er zum Ausdruck brachte, waren ansteckend.

Noch unter dem Eindruck des Gesprächs lief ich an der schönen Kathedrale von Canterbury vorbei und dachte mir: Ja, auch meine Arbeit ist ein Privileg! Die Arbeit in einer Stiftung ist ein Privileg. Nicht ein Adelsprivileg, sondern ein bürgerliches. Die Aufgabe nämlich, dorthin zu gehen, wo in unserer Gesellschaft etwas fehlt, und dann das herauszufinden, was nützt, und das, was nützt, dann auch zu tun. Das ist ja das Besondere: Dass wir Stiftungen das Erkannte auch gleich in die Tat, in die Praxis umsetzen können und nicht beim Denken stehen bleiben müssen. Aber es geht noch weiter: Denn wenn wir das, was nützt, gefunden haben, dann können wir es bekannt machen und verbreiten, sodass es noch mehr nützt.

Was für eine klare und sinnvolle Aufgabe!

Gibt es einen Arbeitsbereich, meine Damen und Herren, der so wenig ein Sinnproblem hat wie unserer?

Und dabei genießen wir auch noch Unabhängigkeit. Denn der Staat räumt uns die Freiheit des Stiftens ein. Natürlich verbindet er damit eine Erwartung. Er setzt darauf, dass wir Stiftungen aus dieser Freiheit etwas Sinnvolles machen, was letztlich unserer Gesellschaft wieder zugutekommt.

Besteht diese Erwartung zu Recht?

Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen. Die Geschichte von Kan und Can. Die beiden Jungs, es sind Zwillinge, kenne ich seit elf Jahren. Sie stammen aus einer Einwandererfamilie. Ihr Deutsch war verbesserungsbedürftig, als sie zehn Jahre alt waren. So kamen sie in den Deutschsommer, zusammen mit 150 anderen Frankfurter Kindern. Sie hatten ansonsten gute Noten. Sie hatten eindeutig Potential.

Und so wurden sie gemeinsam mit ihren Eltern in ein zweijähriges Bildungsstipendium für Familien aufgenommen. Der Vater war einst mit 15 Jahren nach Frankfurt gekommen. Er arbeitete hart und hatte wenig Muße. Die Museen kannte er - von außen. In dem Familienprogramm lernte er die Museen mit seinen Kindern kennen – von innen. Die ganze Familie entdeckte Frankfurt ganz anders. Den Reichtum der Stadt – den Reichtum an Kultur, an Bildung. „Heute weiß ich, dass das Museum auch für mich da ist“, sagte mir der Vater neulich. „Früher wäre ich nicht auf die Idee gekommen.“

Die beiden Jungs gingen unterdessen aufs Gymnasium und schlugen sich gut. Ich hörte nicht mehr so viel von ihnen. Aber als die Flüchtlingszuwanderung zunahm, vor vier Jahren, meldeten sie sich wieder. „Wir wollen uns nützlich machen. Wir wollen was zurückgeben“, sagten sie.

Und sie gaben etwas zurück. Sie suchten den Kontakt zu gleichaltrigen Flüchtlingen. Sie wollten ihnen helfen, Deutsch zu lernen. Daraus wurden Freundschaften. Und daraus wurde noch etwas: Sie merkten, dass sie gern anderen etwas beibrachten. Irgendwie lag ihnen das. Und da sie als Zwillinge eigentlich alle wichtigen Dinge zusammen entscheiden, beschlossen sie, Lehrer zu werden. Und zwar Lehrer für die Grundschulen und für die Haupt- und Realschulen. Inzwischen ist ihnen ein ordentlicher Studentenbart gewachsen, und sie sind als junge Männer Vorbilder für junge Stipendiaten, die sie grenzenlos bewundern.

Bald werden sie Kinder dieser Stadt unterrichten. Sie werden ihnen erzählen können, wie sie es geschafft haben. Dass man es schaffen kann. Dass man sich aber auch anstrengen muss. Und dass es manchmal auch Leute gibt, die einem im entscheidenden Moment helfen. Die einen ermutigen, nicht aufzugeben. Die einen anerkennen mit dem, was man kann.

Zu diesen Leuten, meine Damen und Herren, gehören wir, die wir in den Stiftungen nach den Möglichkeiten suchen, um den Hebel anzusetzen. Um den Aufstieg durch Bildung zu ermöglichen. Um unsere Gesellschaft so durchlässig wie möglich zu machen. Um dabei zu helfen, dass jeder seine Chance bekommt. Natürlich gibt es bei jedem den Moment, an dem er (oder sie) die Dinge selbst in die Hand nehmen muss. Deshalb ist ja vielen von uns die Persönlichkeitsbildung so

wichtig. Die Fähigkeit nämlich, die Chancen, die einem geboten werden, zu erkennen, und sie für sich zu nutzen, um dann auch selbst anderen gegenüber Verantwortung zu übernehmen.

Da hat sich mir ein Satz eingeprägt, den mir vor einigen Tagen eine Mutter eines Stipendiaten sagte, sie war vor Jahren aus Afghanistan nach Deutschland gekommen. Der Satz ist stark. Er enthält eine Beobachtung und eine Erwartung. Sie sagte: „In Deutschland spielt jeder eine Rolle.“

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht. Aber mich hat dieser Satz in seiner Einfachheit und Tragweite sehr berührt. Ja, so soll es sein! Das wollen wir ermöglichen. Dazu wollen wir beitragen. Dafür müssen wir aber auch bilden und ausbilden.

Das kann nicht nur die Schule tun. Das kann nicht nur der Staat leisten. Es ist auch unsere Aufgabe. Und wir Stiftungen nehmen sie an.

Ich vermute, es geht Ihnen ähnlich wie mir. Ich bin sicher, wir leben in einer Umbruchzeit. Wir erleben ja täglich die Auswirkungen eines wirtschaftlich-technischen Umbruchs. Wir machen auch die Erfahrung von ganz neuartigen Bruchlinien. Wieder einmal scheint unsere Gesellschaft vor einer Umwälzung zu stehen. Wahrscheinlich aber sind wir bereits mittendrin.

Wie gut, dass wir in einer Stadt wie Frankfurt so wandlungserfahren sind. Die alte Handelsstadt mit ihrer besonderen politischen Bedeutung und Tradition (als Stadt der Paulskirche) ist ein Seismograph für Veränderungen, die woanders noch etwas länger brauchen.

Wir Stiftungen hängen nicht von politischen Konjunkturen ab. Wir verfolgen keine eigenen Interessen. Sondern wir schauen genau hin, *sine ira et studio*, mit Maß und Mitte, mit Vernunft und Sorgfalt, wie wir den Wandel so begleiten können, dass er jedenfalls in Teilen gestaltbar ist, und so, dass er weniger Angst macht.

Und dazu ist mindestens zweierlei nötig: Aufklärung über die Sachen und Befähigung der Person.

Dazu gehört in unserer Zeit auch die Fähigkeit, Konflikte und Interessengegensätze auszubalancieren; Kompromisse auszuhandeln; Überzogenheiten zu vermeiden; Spontaneität in gesellschaftlichen Fragen zu misstrauen. Ja, es wird viel verlangt vom modernen Bürger unserer Zeit.

Er muss in immer wieder neuer Konstellation Mündigkeit beweisen. „Moderne Mündigkeit“ scheint mir deshalb eine zentrale Bildungsaufgabe für uns Stiftungen zu sein.

Wir sind durchaus in der Lage, dazu beizutragen: Denn wir Stiftungen bieten ja Schutzräume des Wachsens; wir bieten Ermöglichungsräume; wir kümmern uns um Menschen mit Potenzial; wir fördern Multiplikatoren; wir ermöglichen kulturelle Erfahrungen. Und wir schützen und stärken diejenigen, die auf Hilfe angewiesen sind.

Wir sind Experimentierfelder für Neues. Aber wir bewahren auch das Alte, wenn es sich bewährt hat, manchmal sogar gegen den Zeitgeist.

Meine Damen und Herren, es ist ein Privileg, dass wir in einer Umbruchzeit so frei arbeiten können und daraus einen Nutzen für das Gemeinwesen schaffen können.

Herr Oberbürgermeister, es ist ein Privileg, dies in dieser Stadt tun zu können. Es ist ein gutes Signal, dass Sie uns Stiftungen heute eingeladen haben. Ich danke Ihnen für die Kultur der Zusammenarbeit, die uns auch in der Initiative Frankfurter Stiftungen mit der Stadt verbindet. Gerade im vergangenen November haben wir beim Frankfurter Stiftungstag intensiv über die Zusammenarbeit zwischen Stiftungen und Stadt diskutiert. Mein Eindruck ist: Wir stoßen in der Stadt auf offene Ohren, die Türen sind auf. Frankfurt weiß, was es an den Stiftungen hat.

Im kommenden Spätherbst, am 14.11.2019, um 18.00 Uhr, werden wir in der IHK Frankfurt das nächste Frankfurter Stiftungsgespräch zum Thema „Erziehung und Bildung zur Demokratie“ anbieten. Ich würde mich freuen, meine Damen und Herren, wenn ich Sie dort zu einem regen Austausch begrüßen könnte.

Meine Damen und Herren, ich möchte abschließend einen Satz zitieren, den ein 17-jähriger Schüler aus unserer Partnerstadt Kairo sagte, der zu einem dreiwöchigen Deutsch-Stipendium erstmals nach Frankfurt gekommen war. Ich hatte ihn gefragt, wie er Frankfurt erlebt hatte. Er antwortete mir mit folgendem Satz: *„Frankfurt bedeutet für mich Pünktlichkeit, freundliche Leute und alte Gebäude.“* (Adham Hossam, Sommerstipendiat der SPTG 2010).

Und deshalb möchte hier pünktlich meine Rede beenden und freue mich, dass der Chor der Polytechnischen Stiftung nun noch einmal für uns singen wird.